

zoé

leben mit anderen augen sehen

Nr. 8
ANSPRECHEN

Miteinander leben
und aufeinander
hören



DAS ZU WISSEN

Es gibt 'nen Weg hier raus,
doch der ist steinig und lang //
Und gesäumt von Geschichten
und dem altbekannten Zwang //
Sich das Schweigen zu erklären
und die Blicke und die Fragen //
Die den Kopf nicht ruhen lassen,
an schier endlosen Tagen //

Es gibt 'nen Weg hier raus,
der sich quälend verbiegt //
Und das Ziel mit Staub bedeckt,
immer dann, wenn man es sieht //
All das Pochen und das Stechen
an dem Ort hinter den Rippen //
Schreien das Graue und das
Schwarze und den Wunsch,
nicht auszuflippen //

Das ist mir viel zu transparent //
Ich kann's nicht sehen,
kann's nur fühlen //
Das ist mir viel zu transparent
Hier ist mir alles viel zu fremd //

Und ich nenne sie beim Namen,
und wenn's so ist für alle Zeiten //
Und ich nenne sie beim Namen,
weil ich es müde bin zu streiten //
Hallo Angst, hier ist der Typ, den
du seit Jahren täglich beißt //
Hier ist der Typ bei dem du wohnst,
ohne zu wissen, wie er heißt //

Hallo Angst, du Arschloch //
Hallo Angst, du Arschloch //

Aus: Jupiter Jones, Das zu wissen;
auf „Holiday in Catatonia“



Illustration: Patrick Schoden // Text: Sascha Eigner, Nicholas Müller, Columbia d (Sony Music)

Fotos: Titelseite: photocase.com/REHvolution.de // S. 3 privat

Liebe Leserinnen und Leser,

„Die Maske im Unterricht ist einfach nur schrecklich“, stöhnte kürzlich eine Lehrerin. „Ich verstehe die Kinder kaum.“ Ähnliche Situationen finden sich derzeit überall. Dabei wollen wir doch auch während der Pandemie miteinander im Gespräch bleiben.

Wie wir andere Menschen ansprechen und wie wir ansprechbar sind, darum geht es in dieser Ausgabe der Zoé. Herausheben möchte ich die Auslegung von Christian Schramm in der Heftmitte. Er schaut sich unter diesem Aspekt die Erzählung aus Gen 3 an. Oft wird sie nur als Vertreibung aus dem Paradies bezeichnet. Dabei ist es die erste Stelle der Bibel, in der Gott den Menschen direkt anspricht. Und der entdeckt dadurch zum ersten Mal sein (schlechtes) Gewissen.

Natürlich sorgen sich derzeit viele Menschen um die eigene Gesundheit bzw. um die ihrer Angehörigen. Sorge kann in Panik abgleiten. Vielleicht können wir den Begriff aber auch als Umsorgen verstehen. In wohlgemeinter Sorge tun wir anderen und uns selbst etwas Gutes. So kann sich im Vertrauen auf Gott bis Weihnachten vielleicht auch mehr Gelassenheit ausbreiten.

Und nun viel Freude beim Lesen!



Rainer Middelberg
Chefredakteur

zoé – leben mit anderen augen sehen

Das Magazin für Religionslehrerinnen und -lehrer in den (Erz-)Bistümern Berlin, Hildesheim und Osnabrück. Mehr Infos: www.zoe-magazin.de

zoé bezeichnet in der altgriechischen Sprache physisches Leben im Gegensatz zum Tod. Dabei geht es aber nicht nur um die Frage, wie und wodurch man lebt, sondern auch woraus und wozu. Im Neuen Testament ist Jesus selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6), das er schenkt. Diese Zeitschrift möchte diese Dimensionen von zoé miteinander verknüpfen und erforschen.

Dezember 2020

Nr. 8 ANSPRECHEN

Titelthema

4

Willkommen in der Erwachsenenwelt

Lebensthemen zwischen Ausbildungsfragen – eine Religionslehrerin an berufsbildenden Schulen

11

Das „Du“ ist ein Angebot

Martin Bubers Axiom vom Du zum Ich

12

Menschenkinder – Ansprache unter anderen Umständen

Eine Hebamme über aufbauende Begleitung

16

Alle Macht dem Ich

Ferdinand von Schirachs Entscheidungsliteratur

18

Wo steckst Du?

Der Mensch im Paradies

10

Ich packe meine Schultasche

Was eine Religionslehrerin im Beruf antreibt

17

Dumm gelaufen

22

In der Stille entstehen mehr Bilder im Kopf

Erfahrungen einer Telefonseelsorgerin

24

22 Fragen an Erik Flüge

Der Kommunikationsberater und Wahlkampfprofi

28

Gottvertrauen trotz Armut

Eine Freiwilligendienstlerin berichtet

32 Auszeit // 34 Aufgelesen

Willkommen in der Erwachsenenwelt

Auch wenn sie sich nur selten treffen, sprechen ihre Schülerinnen und Schüler sehr persönlich über religiöse Empfindungen. Petra Höft unterrichtet Evangelische Religion an den berufsbildenden Schulen Zeven



Mehr als Gesprächspartnerin denn als Wissensvermittlerin tritt Petra Höft im Unterricht ihrer Klasse des Beruflichen Gymnasiums Wirtschaft auf



Das Kivinan verteilt sich auf mehrere überschaubare Gebäude



W

as glauben andere? Was glaube ich? Petra Höft hat Statements von David Alaba, Paddy Kelly, Christian Ulmen und Charlotte Roche in den vier Ecken des Klassenraumes aufgehängt. Gleichmäßig in Gruppen verteilt lesen sich die Schülerinnen und Schüler immer einen Beitrag durch und gehen nach zwei Minuten weiter. Nach und nach durchwandern sie den Raum und besprechen die Positionen der vier Prominenten. Die reichen von Roches „Der aufgeklärte Mensch benötigt keine Religion“, bis zu Kellys Gewissheit, der Glaube an Jesus beantwortete seine großen Fragen an das Leben. Und von Alabas Haltung, im Glauben selbstständig entscheiden zu können, bis zu Ulmens Erkenntnis, die Nichtexistenz Gottes lasse sich ebensowenig beweisen wie seine Existenz.

„Man erfährt viel von den anderen“

„Stellen Sie sich nun bitte zu dem Beitrag, mit dem Sie sich persönlich am ehesten identifizieren können“, fordert Petra Höft die Schülerinnen und Schüler auf. Viele wissen sofort, wo sie stehen wollen. Einige sind unsicher, fast als würden die Laufwege eine Glaubenssuche versinnbildlichen. Didaktisch und pädagogisch exzellent führt die Lehrerin die Klasse durch den Unterricht dieses Jahrgangs 11 des Beruflichen Gymnasiums. Klare Formulierungen, verbindlicher Ton, große Präsenz im Raum.

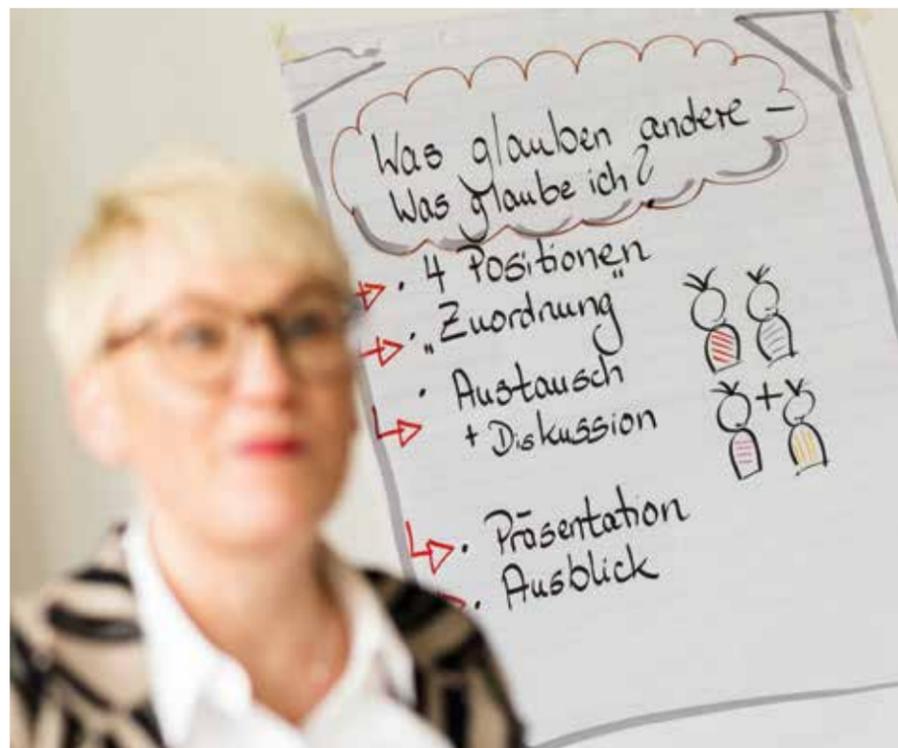
Das wirkt. Im späteren Unterrichtsgespräch offenbart sich unter den Schülerinnen und Schülern eine ähnliche Bandbreite an Haltungen wie bei den Prominenten. Die 16- bis 18-Jährigen stammen aus den Ausbildungszweigen Wirtschaft und Gesundheit. Als solche sind sie ausschließlich im Religionsunterricht in einer Lerngruppe. Auch wenn sie sich nur einmal in der Woche treffen und sich nicht näher kennen, wird sehr persönlich über religiöse Empfindungen gesprochen. Nele: „In Religion sprechen wir über Dinge, die einen auch sonst im Alltag berühren. Man erfährt viel von den anderen.“

Der Umgang ist von Offenheit geprägt, andere Meinungen werden akzeptiert. Intoleranz würde sie auch nicht gelten lassen, so Petra Höft. Das Klima an der Schule wirkt unaufgeregt. „Auszubildende erleben ihre Berufsschultage als entspannend“, erklärt Höft. „Und jene, die das Berufliche Gymnasium besuchen, wissen, was sie wollen.“ Oder, wie sie es an anderer Stelle sagt: „Willkommen in der Erwachsenenwelt.“

Die Berufsbildenden Schulen Zeven – mit Kivinan benannt nach einem alten Namen der Stadt – nennt sich nicht umsonst Bildungszentrum. Das Bildungsangebot reicht von den Berufseinstiegsklassen für Schulabgänger ohne oder mit schwachem Hauptschulabschluss bis zur Fachoberschule Technik für eine Weiterbildung zum Ingenieur (FH). Allein in Niedersachsen besuchen 258.000 Schülerinnen und Schüler eine berufsbildende Schule – im Vergleich zu 211.000 Gymnasiasten. Sind die Lehrkräfte an allgemeinbildenden Schulen zu fast drei Vierteln



Noch ohne Corona-Sorgen unterhalten sich die Schülerinnen und Schüler ruhig über die Positionen der Prominenten



»Ich befinde mich mit meinen Schülerinnen und Schülern in einer Suchbewegung.«



Hier wird fachtheoretisch und fachpraktisch unterrichtet. Die meisten Schülerinnen und Schüler kommen aus einem Umkreis von 25 Kilometern

weiblich, ist es an berufsbildenden Schulen rund die Hälfte. Das Durchschnittsalter in den Kollegien liegt mit über 48 Jahren fünf Jahre höher als an Gymnasien. Durch Anforderungen von Wirtschaft und Politik ändern sich Bildungsgänge oft schnell. Und doch prägen die allgemeinbildenden Schulen die schulpolitischen Diskussionen. „Vielleicht liegt es daran, dass Politiker selbst selten berufsbildende Schulen besucht haben und das System nicht kennen“, mutmaßt Petra Höft.

Rund 2.050 Schülerinnen und Schüler besuchen das Kivinan. Ein Teil jeden Tag, ein anderer – etwa jene in der dualen Ausbildung – nur an ein oder zwei Tagen die Woche. So wie die Friseurinnen, die heute ihren fachpraktischen Unterricht haben. Einige Schülerinnen der Klasse fehlen, perfekt für den engen fachlichen und persönlichen Austausch. Der Umgang mit bestimmten Haarstrukturen steht auf dem Plan und die Auszubildenden berichten von Erfahrungen in ihren Ausbildungsbetrieben. Petra Höft unterrichtete diese Klasse im vergangenen Schuljahr noch selbst. Sie ist nicht nur evangelische Religionslehrerin, sondern auch Kosmetologin. Und sie betont die Vorteile der beruflichen Schulen: „Ich selbst habe über ein berufliches Gymnasium meinen Abschluss gemacht. Auch unserer Tochter haben wir diesen Weg ans Herz gelegt. Für viele Jugendliche ist es der geeignete Weg zum Abitur.“

Sie selbst hat Körperpflege und Evangelische Religion als Unterrichtsfach studiert. Das habe sich aber als richtig erwiesen. „Ich stamme nicht aus einem besonders christlichen Haushalt.

Über das Studium und den Beruf habe ich meinen Glauben gefestigt. Ich befinde mich mit meinen Schülerinnen und Schülern in einer Suchbewegung.“ Mittlerweile ist Höft Fachberaterin für Evangelischen Religionsunterricht an berufsbildenden Schulen im Land Niedersachsen.

Die Samtgemeinde Zeven gehört zum Landkreis Rotenburg-Wümme und zählt 23.300 Einwohner. Rund 50 Kilometer von Bremen und 80 Kilometer von Hamburg entfernt ist sie mit ihrem Umland ländlich geprägt. Typische Probleme großer Städte scheinen auf den ersten Blick nicht zu herrschen. Das Schulgebäude wirkt gepflegt, keine Schmierereien, kein rumliegender Müll. Die Flure sind reaktiv schlicht, die Räume ohne Dekoration – nüchtern für wechselnde Lerngruppen und ähnlich den Seminarräumen einer Hochschule.

Schulklingel wird nicht vermisst

Anders sieht es im Trakt der Fachräume aus. In Vitrinen stellen sich Gewerke vor. Bäcker- und Konditormeister Jörg Leufgen, die Bäckermütze auf dem Kopf, steht in der Backstube und spricht mit sonorer Stimme. „Fühlen Sie den Teig. Hat er genug geruht?“ Seine Schüler machen Tastproben. Kurz wird überlegt, wie lange der Teig noch benötigt, um weiterverarbeitet werden zu können. Leufgen: „Gut, schauen wir auf die Uhr.“ Mehl wird bereitgestellt. Dann geht es zu einer Maschine, mit der die Schüler aus einem großen Teigkloß Teiglinge für Brötchen formen.

Danach legen sie die Teiglinge aufs Backblech. Gegenseitig geben sie sich Tipps und korrigieren einander. Das Klima ist gelassen. Fast typisch für eine Schule, deren Schulklingel einmal ausfiel, aber auch nach der Reparatur dauerhaft stumm bleibt. Vermisst wird die Klingel nicht. Auch nicht von den Schülerinnen und Schülern der Q1. Sie sind pünktlich – ein Beispiel für die Eigenverantwortlichkeit aller Beteiligten. Mit einer Art Bingo-Spiel rekapituliert Petra Höft Grundfragen der Reformation. Gefragt nach Luthers Turmerlebnis erklärt Yunus: „Er war im Turm und hat gecheckt, dass Gerechtigkeit von Gott kommt und nicht durch Taten.“ Petra Höft nimmt die Aussage so an. Sie verbessert nicht jeden Fachbegriff, verbeißt sich nicht in sprachlicher oder orthografischer Korrektheit. Das honorieren auch jene, die mit dem Fach wenig anfangen können. „Religion interessiert mich eigentlich nicht“, meint Tom. „Aber wenn ich schon hier bin, dann mache ich auch mit.“

Es fällt auf, dass die Schülerinnen und Schüler sich ernstgenommen fühlen. Auch bei der Lektüre der Geschichte vom verlorenen Sohn werden sofort Bezüge zum eigenen Leben hergestellt. Hier geht es um eigene Wertungen. Zwar solle man davon ausgehen können, dass die Schülerinnen und Schüler nach der Konfirmation grundlegendes Religionswissen hätten, tatsächlich müsse man aber oft von vorn anfangen, beschreibt es Schulpastor Christoph Schuster. Mit Petra Höft und Referendar Christoph Schröder bildet er die Fachgruppe Religion am Kivinan. Erklärungen zur Einteilung in Altes und Neues Testament

»Religion interessiert mich eigentlich nicht. Aber wenn ich schon hier bin, dann mache ich auch mit.«

seien ebenso nötig wie Grundlagen religiösen Sprachverständnisses, sind sie sich einig. Der Religionsunterricht selbst stehe aber nicht in Abrede: „Der gehört dazu. Und wenn die Schülerinnen und Schüler dasitzen, haben sie eine grundsätzlich positive Erwartung.“ Erleichtert werde die Situation dadurch, dass der Religionsunterricht hier kein Prüfungsfach sei.

Es ist 14.30 Uhr. Die Konzentration in der Schülerschaft schwindet. Während sich die meisten mit einem Text zur Werkgerechtigkeit beschäftigen, flackert auf einem Laptop Solitär, später Minecraft auf. „Natürlich weiß ich, dass manche Schüler zwischendurch abschweifen“, sagt Höft später. „Doch das sind junge Erwachsene. Sie wissen, was sie tun.“

TEXT: RAINER MITTELBERG

FOTOS: ANDREAS KÜHLKEN

Ich packe meine Schultasche

Religionsunterricht ist mehr als Stundentafel und Kerncurriculum.
Doch was treibt mich in meinem Beruf an? Gedanken von Carolin Doms



Das hat mich zu meinem Studium inspiriert:

Ausgangspunkt für ein Theologiestudium war meine eigene Suche nach Antworten auf die großen Fragen des Lebens im Jugendalter. Mein Religionsunterricht war für mich nicht ausreichend, um die Welt besser zu verstehen. Hier war keine Zeit für persönliche Sinnfragen. Und eigene Deutungen wurden nicht wertgeschätzt. Die fehlenden Auseinandersetzungen mit Glaubensfragen im Unterricht motivierten mich zu meinem Studium. Ich wollte Antworten für mein Leben finden und Religionsunterricht anders gestalten.

Ich möchte eine Religionslehrerin sein, die ...

ihre Schülerinnen und Schüler als Akteure begreift, die auf dem Weg sind, ihre Wirklichkeit zu erschließen. Dabei möchte ich ihren persönlichen Fragen und Überlegungen Raum geben. Die biblische Botschaft und christliche Tradition möchte ich Ihnen als Antwortangebot für ihr Leben vorstellen.

Mit meinem Religionsunterricht bin ich zufrieden, wenn ...

... die Schülerinnen und Schüler eine mitgestaltende Rolle einnehmen und theologische Gespräche stattfinden. Ich freue mich, wenn die Reflexion ihres jeweils eigenen Glaubens angeregt wird und sie durch die Auseinandersetzung mit verschiedenen Perspektiven eine eigene Position entwickeln. Glücklicherweise bin ich, wenn die Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht nicht wegen einer guten Note über ihren Glauben nachdenken und am Unterrichtsgespräch teilnehmen, sondern weiterführende Gedanken für ihr eigenes Leben nutzen.

Das lerne ich im Umgang mit den Schülerinnen und Schülern:

Der tägliche Umgang mit Schülerinnen und Schülern kann sehr bereichernd sein, da sie den Unterricht auf ihre persönliche Weise mitgestalten. Nicht nur Geduld, sondern vor allem eine Wertschätzung des Einzelnen ist notwendig, um diesen begegnen sowie optimal fördern und fordern zu können.

Meine Arbeit als Religionslehrerin lohnt sich, weil ...

durch den Religionsunterricht eine Horizonterweiterung stattfindet. Er erweitert den Blick der Schülerinnen und Schüler auf die Wirklichkeit und lässt sie die Welt aus einer anderen Perspektive betrachten.



Carolin Doms (26) ist Anwärtlerin im Studien-seminar Osnabrück für die Lehrämter an Grund-, Haupt- und Realschulen und unterrichtet an der Domschule in Osnabrück Kath. Religion und Mathematik.

Foto: privat

Das „Du“ ist ein Angebot

Wir brauchen andere Menschen und den Austausch mit ihnen, um uns selbst als Person wahrzunehmen. Martin Bubers Grundgedanken vom Du zum Ich sind unverändert aktuell

Oh, warum weinst du denn jetzt? Müssen wir die Windel wechseln? Ja, komm, mein Schatz. Wir gehen zum Wickeltisch.“ Mütter fragen ihre Babys ständig nach Hunger oder Schmerzen und erzählen vom Waldspaziergang und den zwitschernden Vögeln – ohne von ihren Kindern eine Antwort zu bekommen. Ist das ein Monolog, der nur dazu dient, dass das Kind unsere Sprache lernt? Nein, es ist viel mehr. Die Stimme der Mutter, ihr Tonfall, dazu die Berührung und die Blicke zeigen dem Baby: Du bist geliebt, du bist nicht allein, ich passe auf dich auf. Das gibt dem Kind ein Gefühl von Geborgenheit und Wärme – und ein Gefühl für die eigene Person: Das ist meine Mama und ich bin die Kleine auf dem Wickeltisch.

Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber hat die Entwicklung der Persönlichkeit in seinem Hauptwerk „Ich und Du“ mit dem dialogischen Prinzip beschrieben. Er sagt, dass der Mensch erst eine Identität entwickeln kann und sich als „Ich“ begreift, wenn er ein Gegenüber hat, wenn er ein „Du“ erlebt. „Am Du werden wir erst zum Ich“, sagt Buber. Wir brauchen also andere Menschen und den Austausch mit ihnen, um uns selbst als Person wahrzunehmen.



Fingerzeig auf andere: Bronzeskulptur „What's up“ von Edwin Partoll in Lembruch

Martin Buber sagt auch: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“ Die Corona-Pandemie stellt uns dabei alle auf eine harte Probe. Besonders drastisch trifft es viele alte Menschen, die in Pflegeheimen leben und in diesem Frühjahr und auch jetzt wieder aus Angst vor Ansteckung isoliert wurden. Wochenlang durften sie

keinen Besuch empfangen, mussten teilweise auf ihren Zimmern oder in ihren Wohngruppen bleiben. Sie fühlten sich einsam, vermissten ihre Angehörigen und einige verloren ihren Lebensmut.

Als Menschen brauchen wir die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Nur wenn wir zusammenleben, miteinander reden und Gedanken austauschen, können wir uns selbst reflektieren und uns weiterentwickeln. Jede unserer Handlungen löst beim anderen eine Reaktion aus: Widerspruch, Zustimmung, Wut, Trauer, Enttäuschung, Freude, ein Lächeln. Und weil wir sehen, dass der andere auf uns reagiert, wissen wir, dass wir existieren – und lernen, Beziehungen aufzubauen.

Ebenso ist es mit der Beziehung zu Gott. Die christliche Bibel und die jüdische Tora sprechen von Gott als einem „Du“. Er hat uns als sein Ebenbild geschaffen, er ruft uns zu sich, er hört unsere Hilferufe. Gott ist nicht ein Gegenstand, über den wir philosophieren können, sondern ein Gegenüber, auf das wir reagieren können. Es liegt an uns, ob wir ihm begegnen möchten und ihm Platz in unserem Leben geben. Das „Du“ von Gott ist ein Angebot an uns und wir sind frei, darauf einzugehen.

TEXT: KERSTIN OSTENDORF

Foto: Marius Jacoby



In über 30 Jahren hat Viktoria Borchardt-Ott mehr als tausend Schwangerschaften begleitet

Menschenskinder Ansprache unter anderen Umständen

„Hebammen können auch mit den Händen sehen“, sagt Viktoria Borchardt-Ott und spielt auf das in ihrem Beruf so wichtige Fingerspitzengefühl an. Auf dem Weg zur Geburt benötigen Frauen aber auch eine sensible Ansprache. Aufbauend, positiv, Mut machend

Seit 35 Jahren zeigt Viktoria Borchardt-Ott schwangeren Frauen, wie sie souverän ihren eigenen Weg durch den Dschungel an medizinischen Untersuchungen und gesellschaftlichen Erwartungen finden. „Ich lerne unheimlich viel von den Frauen“, räumt die Hebamme bescheiden ein, die seit Anfang der 1990er Jahre im Münsterland lebt und arbeitet. Ihre Ausbildung begann sie 1984 in Berlin, wo der Werdegang einer Geburtshelferin ähnlich dem Studium an einer Fachhochschule organisiert wurde.

Direkt nach der Wende zog sie der Liebe wegen nach Altenberge bei Münster und zog hier mit ihrem Mann drei Kinder groß. Sie hat seitdem in vielen Bereichen gearbeitet: Als angestellte Hebamme in Kliniken, als freischaffende in der Geburtsvorbereitung und -begleitung und heute vornehmlich in der Vor- und Nachsorge einschließlich Wochenbett. Das hat vor allem versicherungsrechtliche Gründe: Die Kosten für die Haftpflichtversicherung sind so hoch, dass Geburten ohne Arzt zunehmend seltener werden.

Tatsächlich hat jede Frau aber ab dem ersten Tag der Schwangerschaft bis weit in das erste Lebensjahr des Neugeborenen einen Anspruch auf die Begleitung durch eine Hebamme. Und die meisten werdenden Mütter nehmen ihn wahr. Alles beginnt mit dem Mutterpass, der von einer ärztlichen Praxis oder von einer

Hebamme ausgestellt wird und der die Schwangerschaft penibel dokumentiert. Den bringen die Frauen mit zu einem ausführlichen Vorgespräch, das mit Borchardt-Ott telefonisch vereinbart wurde. Und was als vertrauliche Datenerhebung und Anamnese beginnt, mündet schnell in einem Beziehungsgespräch: Was erwartet die Mutter von der Hebamme, was kann und was will sie leisten?

Sensorik für den Seelenzustand und das Umfeld der Mutter

„Wichtig ist mir dabei die angemessene Augenhöhe“, sagt Viktoria Borchardt-Ott. „Ich möchte Frauen die Kompetenz über ihre eigene Schwangerschaft vor Augen führen und ihnen helfen, diese selbstbewusst wahrzunehmen.“ Starke Worte, die voraussetzen, dass die beiden im Laufe der Vorbereitung auf die Geburt zu einer vertrauensvollen Beziehung finden. Wie gelingt das? Vor allem durch Zuhören und Empathie, meint die Hebamme.

Während die Stärke der modernen Medizin in immer präziseren Methoden zum Messen, Scannen und Analysieren liegt, zählen bei der Geburtsvorbereitung durch die Hebamme besonders ein offenes Ohr für Zwischentöne sowie eine sichere

Sensorik für den Seelenzustand und das soziale Umfeld der werdenden Mutter. Letzteres hat sich stark gewandelt. Tendenziell nimmt das Alter der Erstgebärenden zu und die familiäre Bindung zur Generation davor ab. Beides kann verunsichern: Bin ich zu alt für eine reibungslose Geburt? Und wer hilft mir, wenn es Komplikationen gibt? Die selbstverständliche Familienhilfe ist erschwert, wenn die Eltern der werdenden Eltern nicht greifbar oder in der Begleitung nicht erwünscht sind. Da wird die Hebamme zu einer wichtigen Gesprächspartnerin, im besten Fall für beide Elternteile, was Borchardt-Ott immer anstrebt. Sie ist es auch, die durch Kurse Kontakte zu anderen Schwangeren herstellt und – falls nötig und gewünscht – andere Gesprächspartner vermittelt. Das können junge Eltern sein oder auch Familien in besonderen Lebenslagen, die etwa ein Kind mit Down-Syndrom bekommen haben.

Ängste und Freude, Leichtigkeit und Sorgen, das alles liegt in jeder Schwangerschaft eng beieinander. „Ich möchte unbedingt vermeiden, dass Eltern quasi neben ihrer eigenen Schwangerschaft herlaufen“, sagt sie und unterstreicht damit, wie wichtig es ist, die Eigenkräfte von Eltern zu fördern und zu fordern. Dazu muss eine Hebamme die Mütter bestärken, auf die Signale des eigenen Körpers und der Seele zu hören. Denn auch wenn vieles in der Entwicklung eines Fötus zum Kind in Tagen und Wochen bemessen wird, gibt es individuelle Abweichungen und Besonderheiten. Die muss Borchardt-Ott erkennen, einschätzen und Mut machend ansprechen.

Beziehungen werden individuell „ausbuchstabiert“

Das ist besonders schwer, wenn sie Warnsignale wahrnimmt, die unbedingt ärztlich abgeklärt werden müssen. Hier gerät die Beziehung von Mutter und Hebamme an Belastungsgrenzen, die oft nicht leicht zu ertragen sind. „Tendenziell rate ich zu Gelassenheit und Selbstvertrauen, aber in medizinischen Krisenfällen hilft das natürlich nicht“, berichtet sie, „da stehen das Wohl von Kind und Mutter klar im Vordergrund.“ Und das bedeutet unter Umständen auch die Trauerbegleitung, wenn eine Schwangerschaft ungewollt unterbrochen wird. Hier muss sie als Hebamme ihre eigenen Grenzen kennen und unter Umständen rechtzeitig therapeutische Unterstützung vermitteln.

Viktoria Borchardt-Ott hat bereits mehr als tausend Schwangere begleitet. Jede hat ihre eigene Biografie, jede Beziehung wurde individuell „ausbuchstabiert“. Die genaue Zahl weiß sie nicht. Aber da sie ländlich wohnt, wird sie immer wieder an ihre Beziehungsarbeit erinnert, wenn sie Eltern und Kinder wiedertrifft, die sie begleiten durfte. Meistens ein bereicherndes, manchmal auch ein lustiges Erlebnis. Vor allem wenn der ehemalige Säugling die kleine quirlige Hebamme mittlerweile um einige Köpfe überragt und die sich trotzdem als Erstes an die Besonderheiten der Nabelschnur kurz nach dessen Geburt erinnert.

TEXT: PETER BEUTGEN
FOTOS: MARIUS JACOBY



Lebhaft unterstreicht Viktoria Borchardt-Ott mit ihren Händen die Bedeutung ihrer Worte

»Tendenziell rate ich zu Gelassenheit und Selbstvertrauen, aber in medizinischen Krisenfällen hilft das natürlich nicht.«



DU HAST DEINEN NAMEN IN MEINE HAND GESCHRIEBEN
UND MEINEN NAMEN IN DEINE HAND. // SO LASS MICH IN
DIESER HAND SPÜREN, DASS ICH IN DIR BIN UND DU IN MIR. //

Anselm Grün

Ansprache im Mutterleib

Bereits im Mutterleib entwickeln Babys ihre Sinne. Darauf weist Viktoria Borchardt-Ott hin und rät zu einer frühen „Ansprache“, durch Berührungen und behutsames Reden mit dem Kind im Bauch: „Wird das heranreifende Kind bereits im Mutterleib beachtet und fühlt es sich umsorgt und beschützt, dann wirkt sich das auf das Urvertrauen und damit auf die positive Sicht auf die Welt aus.“

Bereits ab dem dritten Schwangerschaftsmonat können Babys Eindrücke von außen wahrnehmen und sind neugierig auf alles, was „da draußen“ so passiert. „Eine günstige Gelegenheit für Mütter und für Väter, sich jetzt schon ins Spiel zu bringen und sich dem Baby bekanntzumachen“, meint die erfahrene Heb-

amme. Denn die Ansprache wirkt zudem als Simulation einer Eins-zu-Eins-Beziehung und fördert dadurch wohl die Bildung des Bindungshormons Oxytocin, das sowohl für die Geburt als auch für partnerschaftliche Gefühle wichtig ist.

So schafft die Ansprache im Mutterleib Anreize für die vorgeburtliche Entwicklung – den Embryo erreichen auch die Hormone der Mutter. Außerdem entsteht direkt nach der Geburt bereits eine Bindung zum Kind, die hilft, Ängste abzubauen und das Gefühl von Geborgenheit anzuregen. Das mache es auch für die Mutter leichter, ihr Kind einmal abzugeben, unterstreicht Borchardt-Ott. Vorgeburtliche Erfahrungen, da herrscht unter Experten große Einigkeit, bilden eine wichtige Quelle für die spätere Entwicklung von Kindern.

Alle Macht dem Ich

Von wegen Zurücklehnen: Ferdinand von Schirach fragt die Leser und Zuschauer seiner Stücke „Terror“ und nun „Gott“ unmittelbar nach ihrer Haltung. Peter Beutgen über diese Form einer Entscheidungsliteratur



Ferdinand von Schirach treibt Diskussionen über existenzielle Themen in die Öffentlichkeit

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?, fragt Gretchen den Dr. Faust. Und genau so sind wir es in Literatur und Drama gewohnt: Die Hauptfigur entscheidet, wir starren gebannt zu. Ferdinand von Schirach dreht den Spieß um. Er fragt seine Rezipienten direkt. In seinem Schauspiel „Gott“ müssen die über eine Frage urteilen, die weder juristisch noch ethisch eindeutig beantwortet ist: Wem gehört das Leben?

Ferdinand von Schirach zeichnet in seinem aktuellen Bühnenstück eine Sitzung des Ethikrates nach. Staatsrechtler und Theologen kommen zu Wort, ein Mediziner und – ganz entscheidend – ein Betroffener: der des Lebens müde, aber körperlich gesunde 78-jährige Witwer Richard Gärtner. Er möchte seinem Leben ein Ende setzen. Dazu möchte er Gift – aus der Hand eines Mediziners.

Es entspinnt sich unter dem lakonischen Erzählstil des Autors eine herbe Debatte. Unaufgeregt, aber jederzeit emotionsgeladen. Der Mediziner pocht auf seinen hippokratischen Eid, der Bischof auf die göttliche Gabe des Lebens, der Jurist auf unveräußerliche Rechte: Das Grundgesetz kennt keine Pflicht zum Leben, aber die Freiheit des Einzelnen. Dazwischen: wir.

Ferdinand von Schirach verlangt seinen Rezipienten einiges ab. Darf er das? Darf ein Autor seine Leser quasi zwingen, ein moralisches Urteil zu fällen, auch wenn sie sich vielleicht erst einmal in Ruhe – zum Beispiel mit Hilfe von Literatur und Schauspiel – damit befassen möchten? Der Autor nimmt sich das Recht und setzt auf die Entscheidungskraft des Rezipienten. Ohne dessen Urteil läuft das Drama nicht. Die Abstimmung ist zentraler Teil des Spiels, sie ist das Herz des Plots.

Foto: Michael Mann

Von Schirach tut das nicht zum ersten Mal. Bereits in „Terror“ (2015) musste das Publikum einen Richtspruch abgeben. Damals zum Abschluss eines Flugzeugs im Rahmen eines moralischen Dilemmas, da mit dem staatlichen Gewaltakt die Zahl von möglichen Terroropfern minimiert werden sollte. Doch diesmal geht es nicht um Rechtsprechung, sondern um deren Grundlage. Also Wert-Entscheid als Mehrheitsentscheid. Ob das klug oder populistisch ist, muss jeder selbst entscheiden. Erlaubt ist es, zumal in der Kunst.

Gerade in 2020 erschienen, haben fünf Bühnen den Stoff in Szene gesetzt. Am Düsseldorfer Schauspielhaus würden 65,3 Prozent der Zuschauer befürworten, dass ein Mediziner dem Witwer eine tödliche Dosis Pentobarbital aushändigt. In Oldenburg und Berlin war die Zustimmung deutlich geringer. Das legt die Vermutung nahe, dass nicht nur die Kraft des Wortes, sondern die Inszenierung das Urteil des Publikums beeinflusst. Ob das den Autor freut?

Wahrscheinlich nicht. Der Autor und Jurist von Schirach lässt in „Gott“ den Juristen Biegler anderes implizieren: „Der Mensch selbst ist das Maß – nicht die Natur, keine Ideologie (...), keine Kirche, kein Gott.“ Ein frommer Wunsch. Denn die Selbstermächtigung des „Ich“ führt eben nicht zu mehr Eindeutigkeit, wie das Publikumsurteil zeigt. Aber noch ist ja der letzte Vorhang nicht gefallen.

TEXT: PETER BEUTGEN

Entscheidungen der Zuschauer

Sowohl zu „Terror“ (www.terror.theater) als auch zu „Gott“ (www.gott.theater) lassen sich im Internet die Abstimmungen auf jeder neuen Bühne verfolgen. Zuschauer von „Terror“ werden sogar als Schöffen genannt. „Gott“ ist in mehr als einem Dutzend Theatern auf aktuellen Spielplänen.

Foto: privat



Dumm gelaufen

Mottotage angehender Abiturienten mag er sowieso nicht. Doch diesen einen wird Oliver Rouvray niemals vergessen

Ich mag Mottotage nicht, an denen die Q2 kurz vor den Abiturprüfungen sich selbst feiert. Außerdem stimme ich Karl Lagerfeld zu, der sagte: „Wer eine Jogginghose in der Öffentlichkeit trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.“ However, es war Mottotag „Asozial“. Ich war Stufenleiter und sollte mitmachen („Sie müssen sich gar nicht so sehr umstellen.“) Haha. Den Hipster-Bart stutzte ich zum Schnurrbart, lieh mir eine graue Jogginghose und besorgte eine Aldi-Tüte. Adiletten besitze ich und so ging es zur Schule.

Dann das: Eine zerstreute Bioloherin hatte eine Exkursion nicht ihren Grundkursen kommuniziert, so dass ca. ein Drittel der Stufe einen Tag zuvor erfuhr, dass sie am Mottotag nicht in der Schule sein würde. In Zeiten von Whatsapp kein Problem, zack, hatte die Stufe Kenntnis, dass der Mottotag verschoben wurde – ich nicht.

Vor der ersten Stunde befand es niemand meiner Kolleginnen und Kollegen für nötig, mich auf mein Outfit anzusprechen. Es wurde irritiert geschaut, aber peinlich berührt geschwiegen. Erst in der großen Pause merkte ich, dass ich der einzige „Verkleidete“ war, sehr zur Freude der Kollegen, die ich bis dahin meine Freunde wählte und die die Erinnerung bis heute aufrechterhalten. Den Rest des Tages verbrachte ich damit, mir blöde Ausreden auszudenken („Ich muss heute zwei Sportlehrer vertreten“) und die Sekunden zu zählen, bis ich diesen Schultag beschämt und meiner Würde beraubt beenden konnte.



Oliver Rouvray ist Lehrer für Englisch und Evangelische Religion am Max-Planck-Gymnasium Bielefeld

GOTT, DER HERR, RIEF NACH DEM MENSCHEN UND SPRACH ZU IHM: WO BIST DU?

Gen 3,9

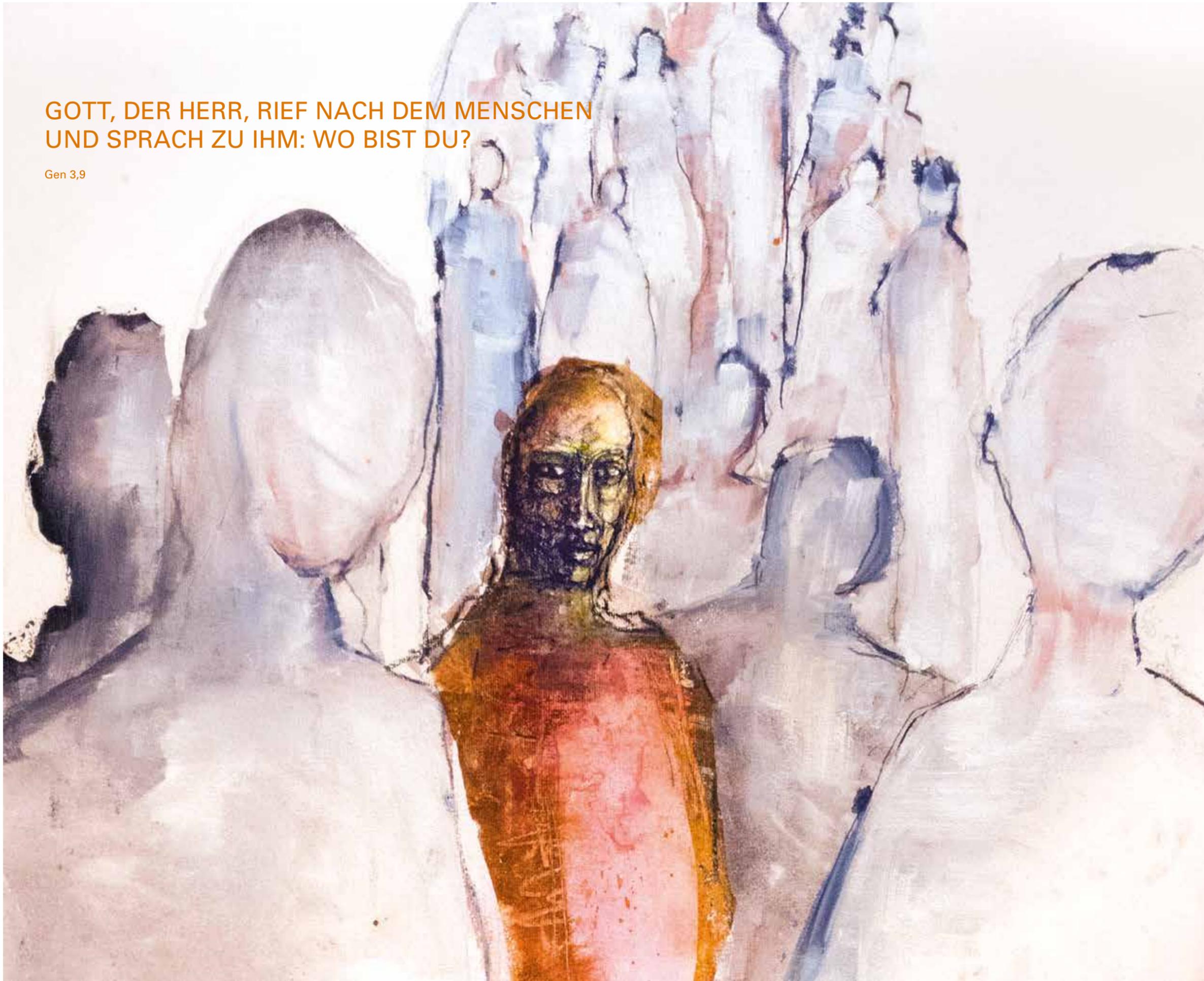


Illustration: Patrick Schoden

„Wo steckst du?“

Von Fragen, die das Paradies kosten und die Gott-Mensch-Beziehung retten können

Angesprochen oder gefragt zu werden, kann toll sein, ehrend. Es kann ein erhebendes Gefühl vermitteln oder „Schmetterlinge in den Bauch“ zaubern. Angesprochen oder gefragt zu werden, kann aber auch unangenehm sein, lästig, ein schlechtes Gewissen machen oder die Schamesröte ins Gesicht treiben. Angesprochen oder gefragt zu werden, kann folgenreich sein. Entscheidend ist: Wer spricht oder fragt mich in welcher Situation und mit welcher Intention an?

Im Paradiesgarten (Gen 3) wird nicht viel (an-) gesprochen oder gefragt. Aber das, was uns begegnet, hat es in sich. Da wäre zunächst die Schlange. Diese wendet sich unvermittelt an die Frau und Letztere lässt sich in ein folgenreicheres Gespräch verwickeln. Anschließend tritt Gott auf den Plan, ruft nach dem Menschen und konfrontiert ihn mit der Frage „Wo bist du?“. (Gen 3,9)

Diese erste Frage Gottes, die in der Bibel den Menschen in direkter Ansprache trifft, mag auf einen ersten Blick profan oder banal wirken. Doch hält die gesamte Kommunikationssituation teils überraschende Erkenntnisse für uns bereit – mit existenzieller Bedeutung.



Das Buch Genesis

Der Mensch im Paradies: 3,9-23

Aber Gott, der HERR, rief nach dem Menschen und sprach zu ihm: Wo bist du? Er antwortete: Ich habe deine Schritte gehört im Garten; da geriet ich in Furcht, weil ich nackt bin, und versteckte mich. Darauf fragte er: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du von dem Baum gegessen, von dem ich dir geboten habe, davon nicht zu essen? Der Mensch antwortete: Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben. So habe ich gegessen. Gott, der HERR, sprach zu der Frau: Was hast du getan? Die Frau antwortete: Die Schlange hat mich verführt. So habe ich gegessen. Da sprach Gott, der HERR, zur Schlange: Weil du das getan hast, bist du verflucht unter allem Vieh und allen Tieren des Feldes. (...) Zur Frau sprach er: Viel Mühsal bereite ich dir und häufig wirst du schwanger werden. (...) Zum Menschen sprach er: Weil du auf die Stimme deiner Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem ich dir geboten hatte, davon nicht zu essen, ist der Erdboden deinewegen verflucht. (...)

Das Schöpfungsgeschehen ist zentral vom Wort (Gottes) geprägt (Gen 1): Gott spricht und Welt und Leben entstehen. Diese Schöpfungsworte haben keinen direkten Adressaten, ohne deswegen ins Leere zu gehen: Sie sprechen nicht an, sondern sie sprechen aus – und sie bewirken das, was sie aussprechen.

Nachdem der Mensch – männlich und weiblich – geschaffen ist, wird er von Gott gesegnet und beauftragt (Gen 1,28–30). Und im Paradiesgarten ist es zunächst ein Gebot Gottes, das der Mensch zu hören bekommt (Gen 2,16f.).

Was bislang fehlt: eine wechselseitige (verbale) Beziehungsaufnahme. Der Mensch antwortet nicht, ein Gespräch kommt nicht zustande. Auch der „Begrüßungsjubel“ angesichts der Frau (Gen 2,23f.) bleibt monologisch.

Das ändert sich erst in Gen 3. Hier finden wir die ersten „Gespräche“ der Bibel, hier begegnen uns die ersten Fragen. Und dies

»Dies ist die allererste Frage, die Gott dem Menschen stellt. Sie führt dazu, dass sich der Mensch seines eigenen Standorts bewusst werden und sich outen muss.«

setzt jeweils etwas in Gang, das den Fortgang der Ereignisse fundamental verändert.

In Gen 3,1 taucht zunächst die Schlange – Kennzeichen: schlauer als alle Tiere des Feldes – aus dem Nichts auf. Sie quatscht die Frau von der Seite an und ködert sie mit einer suggestiv gestalteten Frage: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?“ Die Frau antwortet (Gen 3,2f.), indem sie das Gebot Gottes (Gen 2,15f.) fast wörtlich wiedergibt. Und schon sind die beiden im Gespräch. Die Replik der Schlange wiederum stellt die göttliche Strafandrohung, den Tod, infrage und lässt das Begehren nach der verbotenen Frucht erwachen. Das Begehren führt zur Tat und so kommt eines zum anderen. Erkenntnis Nr. 1: Es gilt, gut achtzugeben, wer mich anspricht, anfragt. Bei schlaun Schlangen ist stets Vorsicht geboten – dummerweise sind diese im Alltag nicht so leicht zu erkennen.

Als der Schöpfergott auftritt, verstecken sich der Mensch und seine Frau vor Gott, wie es in Gen 3,8 heißt. Die Menschen haben etwas ausgefressen; jetzt suchen sie ihr Heil im Blätterwald. Gott merkt dies sofort. Doch macht sich Gott nicht auf die Suche. Gott ruft vielmehr nach dem Menschen: „Wo bist du?“ (Gen 3,9) Dies ist die allererste Frage, die Gott dem Menschen stellt. Sie führt dazu, dass sich der Mensch seines eigenen Standorts bewusst werden und sich outen muss. In der Folge schleift Gott den sündigen Delinquenten nicht an Haaren oder Ohren aus seinem Versteck, sondern der Mensch stellt sich gewissermaßen selbst: Er stellt sich vor Gott, wird Gott zum Gegenüber – und muss in der Folge auch zu dem stehen, was er getan hat.

„Wo bist du?“ Diese Frage lockt den Menschen aus der Reserve, er reagiert. Doch hören wir nicht etwa ein selbstbewusstes „Hier bin ich!“, wie aus Berufungsgeschichten bekannt. Der Mensch antwortet, indem er sich zu rechtfertigen versucht. Das wiederum ruft weitere Nachfragen Gottes hervor: „Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist?“ (Gen 3,11) „Hast du von dem Baum gegessen ...?“ (Gen 3,11) „Was hast du getan?“ (Gen 3,13). Schritt für Schritt wird aufgedeckt, was versteckt werden sollte.

Das Spannende daran: Erst das Übertreten des göttlichen Gebotes führt dazu, dass Gott und Mensch so ins Gespräch miteinander kommen, dass sie einander zu einem wirklichen Gegenüber werden. Was zum völligen Beziehungsabbruch führen könnte und immer noch kann – die Gebotsübertretung – führt zumindest zunächst zu einem intensivierten Beziehungsaufbau. Der Mensch ist Gott offensichtlich nicht gleichgültig. Schon das Versteckspiel nimmt Gott nicht einfach

»Die Beziehung Gott–Mensch mag einen Knacks bekommen haben, komplett zerbrochen ist sie jedoch nicht. Der Weg des Menschen mit Gott und vice versa geht weiter – dem Gespräch sei Dank.«

schulterzuckend hin. Gott fragt vielmehr nach dem Menschen: „Wo bist du?“ Und Gott fragt hartnäckig weiter. Erkenntnis Nr. 2: Ein „Fehltritt“ kann in kommunikativer Hinsicht höchst produktiv sein. Dumm nur, dass sich das im Vorhinein kaum vorhersagen lässt.

Doch ist die Angelegenheit noch nicht ausgestanden, die befürchtete Strafe ist noch nicht erfolgt. Wobei besser von einer Tatfolge zu sprechen ist: Der an Erkenntnis gereifte Mensch kann nicht weiterhin unschuldig im Paradies leben. Und damit gehen weitere Veränderungen einher, die Gott benennt. Willkommen in der Wirklichkeit, könnte man sagen. Kompositorisch ist dies brilliant inszeniert:

Die Schlange (1) spricht die Frau (2) an; diese isst und gibt auch ihrem Mann (3) davon (Gen 3,1–6).

Gott ruft nach dem Menschen (= in diesem Fall: der Mann) (3); dieser verweist auf die Frau (2); diese wiederum auf die Schlange (1) (Gen 3,7–13).

In der abschließenden Tatfolgenfeststellung kommen erneut alle Akteure vor: Schlange (1) (Gen 3,14f.), Frau (2) (Gen 3,16), Mensch/Mann (3) (Gen 3,17–19). Erkenntnis Nr. 3: Mit dem Finger auf andere zu zeigen und sich so aus der Verantwortung stehlen zu wollen, hat bei Gott keinen Erfolg. Alle werden zur Rechenschaft gezogen, niemand kann die eigene Verfehlung auf einen Sündenbock abwälzen.

Schlussendlich führt das Angesprochen- und damit Angefragtsein des Menschen durch Gott aus dem Paradies hinaus (Gen 3,22–24). Die Beziehung Gott–Mensch mag einen Knacks bekommen haben, komplett zerbrochen ist sie jedoch nicht. Der Weg des Menschen mit Gott und vice versa geht weiter – dem Gespräch sei Dank. Das wäre Erkenntnis Nr. 4.

Doch während Gott mit dem Menschen in einen dialogischen Austausch tritt, bleibt dies bei der Schlange komplett aus. Ihr wird vielmehr nur ihr Geschick angesagt (Gen 3,14f.). Bei aller Verwandtschaft von Mensch und Tier als Geschöpfe Gottes markiert Gen 3 in diesem Punkt einen deutlichen Unterschied. Erkenntnis Nr. 5: Nur der Mensch ist von Gott als kommunikatives Gegenüber akzeptiert – nur der Mensch ist „gottebenbildlich“ (Gen 1,26f.). Dies ist Auszeichnung und Verpflichtung zugleich – und bringt jede Menge Verantwortung mit sich.

TEXT: CHRISTIAN SCHRAMM



Christian Schramm ist biblischer Fortbildner im Bistum Hildesheim und Privatdozent der Katholisch-Theologischen Fakultät in Bonn

In der Stille entstehen mehr Bilder im Kopf

Zuhören und einfach da sein – bei Einsamkeit, täglichen Sorgen oder sogar beim Suizid. Unsere Autorin arbeitet seit mehr als 20 Jahren bei der Telefonseelsorge Emsland / Grafschaft Bentheim

Gut 20 Minuten dauerte es, bis seine Stimme brach. Mir kamen sie wie zwei quälend lange Stunden vor. Er habe einen Tablettencocktail genommen und ich solle ihm bitte die Hand halten. Ich sagte: „Ich halte Ihre Hand.“ – Es war das Gespräch mit jemandem, der Abschied nimmt. Er wollte keine Hilfe, sondern nur sterben. Das Telefonat ging mir lange nach. Ich glaube, dass dieser Mann wirklich gestorben ist. Gesehen habe ich ihn nicht. Nur seine Stimme gehört.

Seit über 20 Jahren arbeite ich bei der Telefonseelsorge. Ich hatte meine an Krebs erkrankte Mutter begleitet und gemerkt, wie wichtig es für einen Kranken ist, dass jemand einfach nur zuhört. Gut gemeinte Ratschläge waren oft nicht willkommen, das Mitaushalten von Ängsten jedoch sehr. Schlichtes Dasein konnte neuen Lebensmut vermitteln. Diese Erfahrung mache ich auch bei der Telefonseelsorge.

Für diese Aufgabe werden alle Mitarbeitenden speziell ausgebildet. Die hohe Sensibilität der Ausbilder machte mir Mut, mich zu öffnen. Lebenserfahrungen, die Verletzungen hinterlassen hatten, erschienen in anderem Licht. Vieles lernte ich aufzuarbeiten. Ich wurde ein freierer Mensch und erkannte: Wer bin ich, den anderen verändern zu wollen, ihn be- oder verurteilen zu wollen?

Das muss ich mir stets in Erinnerung rufen. Kürzlich meinte ein Anrufer, Gott habe uns das Coronavirus als Strafe geschickt. Ich selbst bin der festen Überzeugung, dass Gott uns den freien Willen geschenkt hat. Dennoch darf ich in so einer Situation nicht werten und nicht missionieren. Auch wenn es mir schwerfällt und ich die Sicht eines Anrufers nicht teile, muss ich sie respektieren.

Probleme bei Anrufen besprechen wir einmal im Monat bei der Supervi-

»Wer bin ich, den anderen verändern zu wollen, ihn be- oder verurteilen zu wollen?«

sion in einer geschützten Gruppe. Aus der dringt nichts nach außen. Diese Termine sind Sternstunden, sie sind Hilfe und Entlastung, ohne die diese Tätigkeit nicht leistbar wäre. Mit großer Wertschätzung – aber trotzdem deutlich – wurden mir zum Beispiel blinde Flecken bewusst gemacht. Meist waren sie es, die mich in einem Gespräch blockierten.

Nur mit totaler Offenheit kann ich genau zuhören und bin unvoreingenommen. Dann werden auch Zwischentöne wahrnehmbar, wenn etwa der Klang der Stimme nicht zum Inhalt des Gespräches passt. Darin haben Menschen schon über schlimme Missbrauchserlebnisse gesprochen. Das alles gelingt nur durch den Schutz der Anonymität, die für uns ein

besonders hohes Gut ist. Anrufer bringen uns großes Vertrauen entgegen, gerade jetzt rufen viele wegen ihrer Einsamkeit an. Manche sprechen von intimsten Dingen, die sonst niemand kennt. Besonders in der Nachtschicht erreichen diese Gespräche eine eigene Dimension – die Stille lässt mehr Bilder im Kopf erscheinen.

Anonymität bedeutet übrigens nicht, dass wir manche Anrufer nicht häufig sprechen. Eine mittlerweile junge Frau hatte sich erstmals als Zwölfjährige an uns gewandt. Der neue Partner ihrer Mutter hatte sie missbraucht. Bis heute ruft sie an. Sie ist aus der Wohnung der Familie ausgezogen und macht eine Ausbildung. Ich kenne nicht ihren Namen, weiß auch nicht, wo sie wohnt. Und doch ist sie mir unfassbar nah, weil sie sich mir geöffnet hat und ich sie auf ihrem Weg begleiten darf. Eben solche Erfahrungen machen mich demütig. Lege ich nach einem solchen Gespräch den Hörer auf, spüre ich großes Glück und inneren Frieden.

TEXT: ANONYM

Telefonseelsorge – rund um die Uhr erreichbar

Anonym, kostenfrei und 24 Stunden an jedem Tag der Woche bietet die Telefonseelsorge ihren Dienst an. Auch der Kontakt per Chat und E-Mail ist möglich. Die Mitarbeitenden hören zu, damit Anrufende menschliche Nähe, Anteilnahme oder Anstöße zu neuem Lebensmut erfahren. Durch ein bundesweit genutztes technisches System sprechen Anrufende mit einer Person aus der eigenen Region.

Telefon: 0800 111 0 111 und 0800 111 0 222

MEHR INFOS: www.telefonseelsorge.de

22 Fragen an Erik Flügge

Fast wäre er Religionslehrer geworden, entschied sich dann aber für den Beruf des Kommunikationsberaters. Als Wahlkampfprofi arbeitet Erik Flügge heute unter anderem für die SPD. Etablierte Parteien nimmt er in Schutz: Sie hätten eine Aversion gegen Lügen

1 Was treibt sie in die Kirche?

Das ist wie vermutlich bei allen: biografische Prägung, Gewohnheit und Vertrauen auf die Botschaft. Ich habe eine komplett zweifelsfreie Verbindung zur Kirche. Nicht zu allem, was sie sagt, aber zu dem, was sie sagen soll.

2 Sie sind ein Kritiker kirchlicher Kommunikation. Nennen Sie bitte ein Beispiel für Ihren Unmut.

Nehmen wir die Aktion des Erzbistums Köln mit den aufgeklebten Fußabdrücken „Jesus to go“ vor dem Kölner Dom. Ich folgte den Fußabdrücken bis zu einem Automaten auf dem stand: „Kirche geht nicht automatisch.“ Also: Ich war einer englischsprachigen „Jesus-to-go“-Botschaft gefolgt, kam an einen Automaten und bekam eine ablehnende Botschaft.

3 Und dann?

Aus dem Automaten fiel ein kleines Kästchen. Auf dem stand „Dies ist nicht mein Leib“ und in einem kleinen Fenster war eine Hostie. Das Kästchen war

leer. Da muss man schon viele Semester Theologie studiert haben, um zu verstehen, dass man zu Jesus geht, dass das nicht automatisch geht, er in der Gemeinschaft zu finden ist und Brot nicht Leib Christi ist, sofern es keine konsekrierte Hostie ist. Diesen Fußabdrücken zu folgen – was soll das anderes auslösen als Frustration?

4 Wie soll es besser werden?

Wir müssen schon an den Universitäten interdisziplinär mit Menschen arbeiten, die mit Kirchensprache nichts anfangen können. Schon hier brauche ich einen nicht rein theologischen Kommunikationsraum, in dem Menschen theologisches Kommunizieren lernen. Dafür haben wir an der Ruhruniversität Bochum einen theologischen Studiengang Crossmediale Glaubenskommunikation gegründet, in dem die Dozierenden zu einem großen Teil nicht aus der Theologie, sondern aus Kommunikationswissenschaft und Religionssoziologie kommen. Das theologische Fundament unterrichten natürlich Theologen.

5 Wie sieht es aber in den Gemeinden aus?

Jeder, der vor der Gemeinde spricht, sollte sich drei oder vier Personen suchen und sagen: „Sag mir ehrlich, wie du meine Predigt findest.“ Das mache ich selbst auch bei meinen Texten. Es tut weh, wenn gute Freunde die eigenen Texte verreißen, aber sie werden besser.

Erik Flügge spricht leise, während Kollegen im Großraumbüro der Agentur arbeiten. Dass er mit seiner Kritik an Kirchensprache selbst zum Gesprächsthema geworden ist, sei nicht geplant gewesen. „Ich spreche nur aus, was viele andere auch denken. Nur sagt das sonst kaum jemand.“

6 Theologische Begriffe und liturgische Formeln lassen sich aber nicht alle einfach übersetzen.

Wenn sich unser Sprechen auf Gott richtet, zum Beispiel beim Hochgebet, darf es besonders sein. Wenn es sich an Menschen richtet, muss es allgemeinverständlich sein. Das wäre für mich auch

die Trennung zwischen der Lesung des Wortes Gottes und der Predigt.

7 Welche Bedeutung hat in diesem Zusammenhang das Fach Religion?

Das bietet große Chancen. Ich verstehe aber auch, wenn Lehrkräfte daran zweifeln, dass sie die Brücke zu einer Institution schlagen müssen, die von der Alltagssprache der Jugendlichen weit weg ist.

8 Wie meinen Sie das?

Der alte Modus war: Von Kindesbeinen an geht man mit Mutter und Vater in den Gottesdienst und lernt Kirche kennen. Das ist aber nur noch selten. Damit fehlt dieser Erstkontakt. Der erfolgt zumeist medial vermittelt.

9 Worauf wollen Sie hinaus?

Im Fernsehen sind Bischöfe mit komischen Klamotten zu sehen und Wort-Zum-Sonntag-Sprecher, die vor einem seltsamen Hintergrund in einem ganz besonderen Tonfall reden. Das ist einfach fremd.

10 Worin sehen Sie das Hauptproblem für Jugendliche vor Ort?

Viele Kinder und Jugendliche erleben in einem Schulgottesdienst, zur Kommunion oder Konfirmation zum ersten Mal einen Gottesdienst. Für sie und viele Eltern ist das total schräg.

11 Noch einmal zum Religionsunterricht. Was muss der Ihrer Meinung nach leisten?

Guter Religionsunterricht leistet Teilhabe an gesellschaftlichem Wissen. Wenn

ich Religiosität und Kulturepochen verstehen will, muss ich begreifen, was religiöses Denken ist. Schülerinnen und Schüler müssen nachempfinden, was das bedeutet, wenn für Menschen Religion Wahrheit ist.

12 Warum ist das so wichtig?

Nach der aktuellen Shell-Jugendstudie sind mehr als 50 Prozent der Jugendlichen nicht mehr gläubig. Sie können einen großen Teil von Gesellschaft nicht verstehen. Einfachstes Beispiel ist Winfried Kretschmann. Er begründet seine Politik aus seinem katholischen Glauben. Wenn ich nie verstehe, was das bedeutet, dann kann ich einen Ministerpräsidenten, der politisch über mein Leben mitentscheidet, nicht verstehen.

13 Wie soll diese Erkenntnis gelingen?

Erste Erfahrungen mit dem Religiösen sind im Klassenraum extrem schwer herzustellen. Guter Religionsunterricht sucht sich dafür andere Orte. Das kann Taizé sein, ein Kloster oder ein Kirchort. Wichtig ist, dass Lehrer das für die Schüler einordnen und ihnen zeigen, was es heißt, zu glauben.

14 Was folgt daraus für Lehrkräfte?

Das ist ein ganz fieses Thema. Wenn ich als Religionslehrer die Frage nach meinem eigenen Glauben mit Nein beantworte, schlage ich ganz viele Türen für Jugendliche zu. Da bin ich als Lehrer in einer Wahrhaftigkeitsfalle oder Beauftragungsfalle. Andererseits ist erfundene Religiosität schwierig. Schüler checken ja, wenn das Gegenüber nicht selber glaubt.



»Schülerinnen und Schüler müssen nachempfinden, was das bedeutet, wenn für Menschen Religion Wahrheit ist.«

15 Warum sind Sie selbst nicht Religionslehrer geworden?

Ich habe in Baden-Württemberg studiert. Dort macht man ein Viertel des Referendariats während des Studiums. Das Unterrichten machte mir viel Spaß. Aber das Korsett der Institution Schule, die ja auch etwas Behördenhaftes hat, ist nichts für eine chronisch antiautoritäre und kreative Persönlichkeit wie mich.

16 Worin liegt der zentrale Unterschied zwischen politischer und religiöser Kommunikation?

Die politische Kommunikation will überzeugen, dass eine bestimmte Option besser ist als die andere: „Wir wollen das. Die wollen das. Entscheidet euch lieber für uns.“ Religion hat den Anspruch, Wahrheit zu vermitteln, die sie nicht beweisen kann.

Ein Positivbeispiel kirchlicher und politischer Kommunikation sei das Flüchtlingsrettungsschiff der evangelischen Kirche, so Flügge. Dass das Projekt trotz Widerspruch durchgezogen werde, würden auch Kritiker anerkennen. „An der Stelle machen die etwas, was in den Kommunikationsrahmen unserer Zeit passt.“

17 In der Politik wird nicht immer die Wahrheit gesagt. Wie ist das für Sie als Wahlkampforganisator?

Die etablierten Parteien haben bis heute eine Aversion gegen das Lügen. In einer Talkshow werden Sie nicht hören „Das stimmt so nicht.“, sondern „Das ist viel zu einfach“. Man spürt, dass es um die Auswahl der für die Partei wichtigen Fakten geht. Es wird nur Wahrheit gedehnt und verkürzt.

18 Der Vorwurf der Lüge in der Politik nimmt aber zu.

Nach meinem Erleben ist die Lüge fast ausschließliches Phänomen populistischer Akteure. Sie fälschen Fakten, Statistiken und Bilder. Mit der AfD haben wir zum ersten Mal seit der Entstehung der Bundesrepublik eine populistische Partei im Bundestag, die häufig mit Informationen agiert, die unwahr sind.

19 Auch früher haben Populisten die Wahrheit verdreht. Was ist jetzt anders?

Früher sind Politiker, die gelogen haben, durchgefallen. Jetzt gewinnen sie Wahlen. Das beste Beispiel ist der berühmte Bus in der Brexit-Auseinandersetzung. Man behauptete, dass all das Geld, das jetzt an die EU gezahlt wird, in Zukunft ins Gesundheitssystem ginge. Das war Quatsch und alle Beteiligten wussten das. Selbst Nigel Farage hat es einen Tag nach der Brexit-Abstimmung zugegeben.

20 Zum Abschluss die Frage nach drei Vorbildern: Wer ist sprachlich für Sie ein Vorbild?

Helmut Schmidt hatte ein ausnehmend großes Talent, die komplexesten Dinge für sehr wenig gebildete Menschen zu erklären.

21 Wer ist für Sie ein politisches Vorbild?

Politisch schätze ich Lars Klingbeil sehr, weil er Dinge durchdacht tut und extrem loyal sein kann. Auch die Kanzlerin ist eine hochspannende Persönlichkeit. Sie handelt besonnen und bleibt bescheiden.

22 Und wer ist für Sie ein Vorbild im Bereich der Religion?

Da denke ich an Meister Eckhart. Weil er als Mystiker von der Inquisition beäugt wurde, suchte er sich immer schräge Bibelstellen, mit denen er seine eigenen Gedanken präsentieren konnte. So spielte er mit den Regeln seiner Zeit.

INTERVIEW: RAINER MITTELBERG
FOTOS: ANDREAS KÜHLKEN

„SPD ist Currywurst“

Erik Flügge (34) ist Politikberater, Wahlkampfprofi und Beteiligungsexperte. Der Germanist und Politikwissenschaftler hat auch drei Jahre katholische Theologie studiert. Mit Oliver Zeisberger ist er Geschäftsführer einer Kommunikationsagentur. Kennengelernt haben sie sich bei einem Plakatwettbewerb für den Landtagswahlkampf 2012 für Hannelore Kraft. Zeisberger als Organisator und Flügge als Gewinner mit dem Slogan „SPD ist Currywurst“. Zum Bestseller wurde 2016 sein Buch „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“.



Ein herzliches Miteinander:
Rebecca Hofschröder mit
Schwestern vor der Klinik

Tiefes Gottvertrauen trotz bitterer Armut

Ein Freiwilliges Soziales Jahr im Ausland sollte es sein. Für die 19 Jahre alte Rebecca Hofschröder wurde es auch eine Konfrontation mit existenziellen Situationen. Und mit unerwarteten Glaubenserfahrungen

Gut ein viertel Jahr nach meinem Abitur brach ich im September 2019 von Bad Bentheim aus in das kleine Dorf Lwala in Uganda auf. Organisiert von der Abteilung Freiwillige Dienste im Ausland des Bistums Osnabrück wollte ich dort ein soziales Jahr leisten. Das hatte ich schon länger vor. Durch einige glückliche Zufälle durfte ich sogar in einem Krankenhaus arbeiten. Denn schon seit Jahren interessiere ich mich für Medizin.

Zusammen mit zwei Priestern, einigen Köchinnen sowie wechselnden Priestern in Ausbildung wohnte ich im dortigen Gemeindehaus. Der Ort besteht aus einigen verteilt in der Landschaft angeordneten Gebäuden. Je eine Primary School für Jungen und Mädchen, eine Secondary School, die katholische Kirche und das Krankenhaus bilden so etwas wie die Struktur des Dorfes nördlich des Kyogasees. Die Menschen der Region bauen Mangos, Kartoffeln, Mais und weitere Früchte an, die sie auf dem Markt im Nachbarort verkaufen. Kaum jemand hat Strom im Haus. Wasser wird mit Kanistern von zwei Pumpstationen geholt, gekocht wird über offenem Feuer. Nur wenige Quadratmeter große, mit Stroh abgedeckte Lehmhütten dienen zum Schlafen, das Leben findet unter



Trinkwasser wird in der dünn besiedelten Region mit Kanistern auf dem Kopf geholt

freiem Himmel statt. Uganda ist eines der ärmsten Länder der Welt. Haupttodesursachen sind Malaria und HIV.

Gearbeitet habe ich vor allem im Krankenhaus, dem einzigen im Umkreis von 100 Kilometern. Ich war die erste Freiwilligendienstlerin des Bistums Osnabrück hier und durfte mir meine Aufgaben relativ frei aussuchen. Drei Ärzte sind in dem Krankenhaus tätig. Dieses erstreckt sich auf einem weitläufigen Gelände über mehrere einfache Gebäude, darunter ein eigenes für Tuberkulosekranke. Während meiner Krankenhauspraktika zuvor hat-

te ich zu Beginn vor allem mitlaufen, zuschauen und gelegentlich assistieren dürfen. In Lwala dagegen war ich wesentlich schneller eigenständig eingebunden: So war ich mit Pflegekräften unterwegs, um etwa in umliegenden Dörfern über Impfungen, Hygiene und Verhütung zu informieren. Meistens aber arbeitete ich auf der Entbindungsstation. Im Kreißsaal, abgetrennt nur durch Stellwände, kann es sein, dass bis zu vier Frauen gleichzeitig in den Wehen liegen. Und genau hier erlebte ich, wie Leben und Tod Tag für Tag aufeinanderprallen. Uganda ist sehr



kinderreich und fast die Hälfte der Bevölkerung ist unter 14 Jahre alt. Auch ohne medizinische Ausbildung durfte ich bald bei Entbindungen assistieren, Infusionen setzen und mehr. Wichtig dabei: Ich machte nur das, was ich mir nach entsprechender Einweisung auch zugetraut habe.

Zur Entbindung mit eigener Rasierklinge

Der Krankenhausaufenthalt ist nicht mit dem in Deutschland zu vergleichen. Wer in die Klinik fährt, muss einen Angehörigen mitbringen. Denn der ist für die Körperpflege des Patienten zuständig, für das Kochen und das Waschen der Kleidung. Muss also eine hochschwangere Frau zur Entbindung in die Klinik, so kommt sie oft mit einem Motorradtaxi: vorn der Taxifahrer, dahinter der begleitende Angehörige und schließlich die Schwangere, die seitlich im Damensitz mitfährt. Dazu noch eine Tasche mit Kleidung sowie Töpfe plus Kochgeschirr. Schwangere müssen sogar noch eines mehr mitbringen: zum Beispiel eine Rasierklinge zum Durchtrennen der Nabelschnur.

Doch unzureichende Ernährung und Gesundheitsversorgung fordern ihren Tribut. Fast 90 von 1.000 Geburten enden mit einer Tot- oder Fehlgeburt. Auch hierbei habe ich diese Frauen begleitet. Weil Hebamme und Arzt anderweitig unabhkömmlich waren, in seltenen Momenten auch allein. Für mich waren das zum Teil Grenzerfahrungen.

Viele Frauen erleiden dieses Schicksal. Erstaunlich für mich dabei war, dass auch so ein Verlust nicht zu tiefer Verzweiflung bei den Müttern führte. Sie reagierten zwar nicht mit Desinteresse, aber doch mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, als wollten sie sagen: „Auch das kann passieren.“

All das führt hier nicht zu Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit. Vielmehr prägen Lebensfreude und Gottvertrauen das Leben der Menschen in Lwala. Viele sind zutiefst christlich geprägt. Mit norddeutscher Trockenheit hat das Glaubensleben dabei nicht viel gemein. Ein Gebet vor jeder Mahlzeit, die Segensbitte für die Reise, das häufige Rosenkranzgebet und das gemeinschaftliche Gebet für Kranke gehören zum Alltag. Sonntagmorgens, im besten Kleid, feiern alle miteinander mindestens

»Applaus zur Wandlung und Jubelschreie während des Gesangs sind ganz normal.«

zweieinhalb Stunden lang laut und bunt Gottesdienst. Ja, der Glaube wird gefeiert: Applaus zur Wandlung und Jubelschreie während des Gesangs sind ganz normal.

Normal sind aber auch Teufelsaustreibungen. So etwas hatte ich mir nicht vorstellen können. Zum Beispiel saßen wir einmal beim Frühstück, als die Schulleiterin der Secondary School einen Priester rief: eine Schülerin sei besessen. Der Priester, ein Helfer der Gemeinde und ich liefen zur Schule. Zu dritt, so die Gewissheit des Priesters, würde der Teufel nicht auf einen allein überspringen können. Eine Dreizehnjährige rannte wie von Sinnen laut schreiend über den Schulhof. In Uganda ist es üblich, in solchen Situationen die Person mit heiligen Gegenständen wie Rosenkränzen oder Weihwasser zu berühren, um das Böse in ihnen zu



verjagen. Wie so etwas zu erklären ist? Ich weiß es nicht. In jedem Fall glauben die Menschen hier an die Möglichkeit, vom Teufel besessen zu sein, und unterscheiden das sehr genau von psychischen Krankheiten. So hat auch der Teufel seinen Platz im Leben.

Genauso wie der Tod, der hier weniger Schrecken verbreitet. Es steht gar nicht infrage, ob man sich eines Tages wiedersehen wird. Nein, ein riesiges Gottvertrauen lässt den Tod zu einem ganz selbstverständlichen Teil des Lebens werden. So kommt es, dass zum Beispiel eine Beerdigung nicht primär von Traurigkeit geprägt ist. Dann ziehen zum Teil Tausende Menschen singend und tanzend durch den Ort. Und auf dem Titel des Liederzettels steht: „We celebrate the life of ...“. Für uns mag vieles aus dieser fernen Kultur und diesem Glaubensleben befremdlich wirken, es ist aber zutiefst glaubwürdig. Diese Grundhaltung und die zweifelsfreie Hoffnung der Menschen hat mich zutiefst berührt.

TEXT: REBECCA HOFCHRÖER

FOTOS: REBECCA HOFCHRÖER UND JÜRGEN ESCHER/CAP ANAMUR



Im Schlafsaal schlafen die Neugeborenen in Metallbetten am Mittelgang

Unterstützt von Cap Anamur

Das Krankenhaus Lwala wurde ab 2014 durch Unterstützung der Hilfsorganisation Cap Anamur instandgesetzt mit Strom- und Wasserversorgung sowie medizinischem Equipment. Das Personal wurde fortgebildet. Ziel war es, die eigenständige Arbeit des Krankenhauses sicherzustellen.

MEHR INFOS: www.cap-anamur.org

Internationale Freiwilligendienste

Die Vermittlung internationaler Freiwilligendienste der katholischen Kirche läuft zumeist an zentralen Stellen in einem Bistum. Stellen gibt es in vielen Ländern und ganz unterschiedlichen Einsatzgebieten.

MEHR INFOS: www.alltagshelden.de (Bistum Osnabrück), www.bistum-hildesheim.de (Stichwort Internationale Freiwilligendienste) und www.invia-berlin.de (Erzbistum Berlin)



Heiligabend anders gestalten

Gott spricht zu uns als Kind in der Krippe. Daran erinnern wir uns wieder an Heiligabend. Die damit verbundenen Rituale und Gottesdienste werden nicht wie sonst gefeiert werden können. Das birgt auch Chancen

Die Kirchengemeinden stehen vor einem Dilemma: An keinem Tag im Jahr sind die Gottesdienste so gut besucht wie an Heiligabend. Gleichzeitig macht die Corona-Pandemie volle Kirchen unmöglich. Mancherorts werden daher große Ausweichflächen gesucht. Zahlreiche Gemeinden planen Christmetten im Freien. Wieder andere bereiten viele kleine Krippenfeiern an mehreren Plätzen des Dorfes oder der Stadt vor. Ökumenische Formate werden möglich, die in den bisherigen Traditionen kaum denkbar gewesen wären. In jedem Fall lohnt es sich, sich frühzeitig über die Angebote vor Ort zu informieren.

Die Gottesdienstfeier in großer Gemeinschaft hat sicher ihren ganz eigenen Wert. Doch auch in der Familie, mit Freunden oder ganz allein können und sollen wir uns der Menschwerdung Gottes zu Hause erinnern. Hierzu zwei pragmatische und einfach umzusetzende Vorschläge sowie ein Hinweis für weitergehende Materialien:

Gotteslob Nr. 26

Auf vier Seiten findet sich eine gut gestaltete, kompakte Wortgottesfeier mit Bibeltext, kurzem Lobpreis, Fürbitten und passenden Liedvorschlägen. Eine wirklich gute und praxistaugliche Lösung.

www.schulabteilung-os.de

Das interaktive Gottesdienstangebot der Schulabteilung des Bistums Osnabrück ist digital nutzbar für jene, die sich nicht persönlich treffen können, aber auch im Kreis der Familie. Impulse, Gebete, Lieder und interaktive Elemente laden ein, der Weihnachtsbotschaft nachzuspüren und sich darüber auszutauschen.

www.bistum-hildesheim.de/corona-krise/weihnachtsfest/

Die Internetseite des Liturgiereferates des Bistums Hildesheim bietet zahlreiche Ideen zur Einstimmung auf das Fest und die Gestaltung von Heiligabend und Weihnachten.

Foto: Marius Jacoby

Lesetipps

Noch nichts für den Gabentisch oder für den eigenen Nachttisch im Jahresendspurt gefunden? Drei Vorschläge von „zeitlos gut“ bis „neue Entdeckung“



Liebesbrief des verstorbenen Vaters

Manche Erkenntnis braucht ihre Zeit und kommt erst durch einen Zufall ans Licht. Schon der Rahmen der 2003 veröffentlichten Erzählung „Das Orangenmädchen“ von Jostein Gaarder spielt mit dieser Einsicht: Der 15 Jahre alte Ich-Erzähler Georg weiß, dass sein vor elf Jahren verstorbener Vater ihm vor seinem Tod einen Brief schreiben wollte. Auch hatte er dringend darum gebeten, dass Georg einmal die rote Kinderkarre bekommen solle. Dass aber der Brief in der Karre versteckt sein könnte, kommt eben erst spät ans Licht.

Den Brief durchzieht die Erzählung über die Begegnung mit dem Orangenmädchen, das er schon beim ersten Treffen nicht aus den Augen lassen kann, durch Ungeschick zunächst verprellt dann aber wiederfindet. In dem Brief spricht der Vater seinen Sohn mehrfach direkt an in der Erkenntnis, nicht zu wissen, wann der sein Geheimnis in Händen hält. Eine höchst sensible Geschichte über ein Vater-Sohn-Verhältnis über den Tod hinaus. Ein Roman über Verantwortung und eine Anregung zum Weiterdenken.

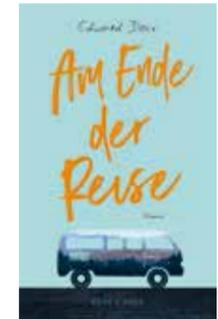
Jostein Gaarder, Das Orangenmädchen, dtv, 192 Seiten, Paperback 9,90 Euro

Familiengeschichte und Anfänge des Staates Israel

Der Kriegsreporter Tom Hagen kommt in den Besitz von Insider-Informationen des israelischen Geheimdienstes, die beweisen sollen, dass der ehemalige Premierminister Ariel Scharon im Jahr 2005 nicht nach einem Schlaganfall, sondern durch ein Attentat ins Koma fiel. Hagen will das veröffentlichen – und wird fortan von Killern und Geheimagenten gejagt.

Frank Schätzing verbindet in seinem schon 2014 erschienenen Thriller „Breaking News“ die Geschichte des Kriegsreporters Hagen und seine Nachforschungen rund um den Tod von Ariel Scharon mit den Familiengeschichten der Brüder Jehuda und Benjamin Kahn und ihrem Freund Arik Scheinermann, der als Ariel Scharon berühmt wird. Zugleich lernt der Leser unglaublich viel über die Einwanderung jüdischer Familien nach Palästina, die Anfänge des Staates Israel und den Konflikt mit den Arabern. Das Buch ist mit fast 1.000 Seiten ein typischer Schätzing-Roman mit akribischen Beschreibungen. Die Geschichte braucht Zeit, aber: Dranbleiben lohnt sich!

Frank Schätzing: Breaking News, Kiepenheuer und Witsch, 976 Seiten, Hardcover 26,99 Euro, E-Book 10,99 Euro



Roadtrip mit Champagner und Tod

Lachen und Weinen liegen in „Am Ende der Reise“ eng beieinander. Edward Docx beschreibt in dem neu als Taschenbuch erschienenen Band einen besonderen Roadtrip: Mit einem alten Campingbulli reist ein Sohn mit seinem Vater von London nach Zürich. Eine von Champagner und Rotwein getränkte „Tour de France“ könnte sich entwickeln, würde nicht der ernste Grund der Reise auf jedem Kilometer mitfahren: Der todkranke Witwer will in der Schweiz seinem Leben selbst ein Ende setzen. Der Vertrag mit Dignitas steht.

Die erwachsenen Kinder – zu dem jüngsten Sohn gesellen sich seine beiden älteren Stiefbrüder – wissen das und hadern alle auf ihre Art mit der Entscheidung des Vaters. Die knappe Zeit, die ihnen bleibt, lässt Emotionen und Erinnerungen überschäumen: Wieso hat der Vater die Mutter seiner ersten beiden Söhne verlassen? Liebe und Hass, Verletzungen und launige Erlebnisse kochen in schmerzhaft humorvollen Dialogen hoch – während der Bulli dem Ende der Reise unerbittlich entgegenrollt. Eine großartige Verdichtung von dem, was wir „Leben“ nennen.

Edward Docx: Am Ende der Reise, Kein & Aber, 512 Seiten, Hardcover 25 Euro, Paperback 14 Euro, E-Book 13,99 Euro

FILM

human meets world, world meets human

„Human – Die Menschheit“ zeigt nicht eine Story, sondern Dutzende – kein Betrachten, sondern Begegnen

„Als Menschen brauchen wir Begegnung, wir brauchen jemanden, der uns ansieht, der uns erleben lässt, dass wir etwas wert sind, dass wir mit unserem Tun unsere Umgebung und unser Leben beeinflussen können.“ Dieses Zitat von Helga Kohler-Spiegel liegt wie ein roter Faden über dem (Dokumentar-)Film „Human – die Menschheit“ von Yann-Arthus Bertrand von 2015. In drei Jahren entstanden 2020 Interviews in 60 Ländern. Menschen aus allen Gesellschaftsschichten und allen Situationen des Lebens wurden zu Ihren Erfahrungen mit Familie, Glück, Leid, Tod und Zukunft befragt. Alle vor schwarzem Hintergrund und mit Blick in die Kamera.

Für den Film wurde eine kleine Auswahl zusammengesetzt. Die Menschen kommen in Ihrer jeweiligen Muttersprache zu Wort, aber die Übersetzung neben dem Gesicht ermöglicht, dass der Blick in die Augen der Erzählenden geht – ein Detail mit Wirkung.

Entstanden ist ein Einblick in die Biografie der Menschheit anhand der Biografien von Menschen, die staunen, mitfühlen, mitfreuen aber auch erschrecken lassen. Bertrand verfolgt die Frage nach Gerechtigkeit in der einen Welt anhand einer Begegnung mit dem Facettenreichtum dieser Welt auf Augenhöhe. Jedes Leben, jede Biografie zählt. Der Film ist eine Erfahrung von Begegnung, die über ein Anschauen hinausgeht und die Menschen vor und hinter dem Bildschirm verbindet, als Menschheit.

TEXT: JENS KUTHE



Human – Die Menschheit, 143 Min., FSK ab 12 Jahre, erhältlich als zwei DVD ab ca. 20,99 Euro, als Bluray ab ca. 16,99 Euro und auf Streaming-Portalen (OmU), kostenfrei auf Youtube u.a. mit englischem, nicht aber mit deutschem Untertitel

Keine zoé erhalten? Vielleicht liegt's an der Adresse

Religionslehrerinnen und -lehrer im Erzbistum Berlin und in den Bistümern Hildesheim und Osnabrück erhalten zoé kostenlos per Post gesandt.

Doch aus vielen Gründen kann es sein, dass uns die Adressen dieser Kolleginnen und Kollegen nicht vorliegen. Abhilfe schafft eine E-Mail an

leserservice@zoe-magazin.de

Machen Sie gerne Ihre Fachkolleginnen und -kollegen auf die zoé aufmerksam. Dann erhalten diese auch künftig ihr persönliches Exemplar. Wir freuen uns auf weitere spirituell interessierte Leserinnen und Leser!

IMPRESSUM zoé – leben mit anderen Augen sehen

Herausgeber: Dom Medien GmbH, Schillerstraße 15, 49074 Osnabrück, www.dom-medien.de //

Kontakt: leserservice@zoe-magazin.de, T 0541 318-600 //
Chefredaktion: Rainer Middelberg, feinjustiert, Bad Bentheim //
Redaktion: Kerstin Ostendorf, Osnabrück //

Sollten Sie den Bezug des Magazins nicht mehr wünschen, so richten Sie den Widerspruch bitte an oben genannte Adresse. //
Das Magazin zoé wird unterstützt von den (Erz-)Bistümern Berlin, Hildesheim und Osnabrück. //

Gestaltung: Bettina Höhne, Bernward Medien GmbH, Hildesheim //
Druck: Steinbacher Druck GmbH, Osnabrück //

www.zoe-magazin.de



WER RUFT MICH?



Worte verhalten wie sich entfernende Schritte. //
Zwischen leichtem Knarren und Scharren sich bewegender Türen werden sie zu Sätzen. //
Hinter jeder Öffnung verbirgt sich scheinbar eine Wahrheit. //
Ich folge meinen Spuren und verliere mich ein ums andere Mal in halbentschlossener Neugierde. //
Doch keine Tür öffne ich ganz, kein Schloss dreht sich ganz. //
Ich lausche in den Gängen, bis die Worte mich aussprechen,
denn hinter einer Tür wartet die in ein schwebendes Schweigen gehüllte Frage:
Was willst du? //

Patrick Schoden



HERR, ICH BIN NICHT WÜRDIG,
DASS DU EINGEHST UNTER MEIN DACH,
ABER SPRICH NUR EIN WORT,
SO WIRD MEINE SEELE GESUND. //